Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 61 (1957-1958)
Heft: 7

Artikel: Die Nacht der heiligen drei Könige
Autor: Massiera, Léopold / Dieudonné-Housse, Lucy
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-665959

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ihren Blumenstern. Sie ist, da alles ringsum weiss ist, ein wahres «Schneeweisschen». Wenn alle Blumen erstorben sind, gleicht sie mit ihrem immergrünen Laub und dem weissen Blumenauge einem aus der Unterwelt der Sage emporblickenden Pflanzengeist. Der griechische Dichter erkennt sie als den Seelenboten Persephones, des vom Herrn des Totenreiches geraubten Göttermädchens. Durch die Blume schickte die Hinabgestiegene der Sonnenwelt ihren Gruss. In der verchristlichten Natur schimmert die Schneerose als Sinnbild des Gotteskindes, das zur Sonnenwende durch einen Stern verkündet wurde. Wendewurz wird deshalb die Blume mancherorts auch genannt: sie ist zwischen das abgeschiedene und das aufsteigende Jahr gesetzt. Mit ihrer weitgeöffneten Schneeblüte, in deren Becher das zarte Gold der Staubgefässe rollt, eilt sie, wie gerötet von der Winterluft, dem eigentlichen Herold des Frühlings, dem Schneeglöcklein, vorher. So schmückt sie die Felsenhäuser im Gebirge.

Gewöhnlich sind Blumenkelche grün. Der Kelch der Schneerose indes hat sich zu fünf weissen Blumen- oder Hochblättern umgewandelt, um der unscheinbaren eigentlichen Blütenkrone, einem bescheidenen Kränzchen von Blütentüten im Innern des von den Staubgefässen bedeckten Sternes, ein Ansehen zu geben. Diese zwölf Gefässe werden als die zwölf Monate des Jahres gedeutet.

Die Pflanze gehört ihrer Ordnung nach zur grossen, hochbegabten Familie der Hahnenfussgewächse und ist daher verwandt mit den Ranunkeln, Anemonen und Eisenhüten. Ihr fussartig gelapptes Blatt ist gestapft gleich dem Tritt des Hahnes. Ist ihre Blütezeit vorbei, oder ist in warmen Lagen die Bestäubung durch frühen Insektenbesuch erfolgt, so fallen die weissen Schaublätter, die nun nicht länger dem Gepränge und der Anlockung dienen, nicht ab, sondern übernehmen im Haushalt der Pflanze eine neue Aufgabe: sie helfen mit an der Bereitung des Blattgrüns, des Chlorophylls.

In manchen Gegenden galt die Schneerose als Orakelblume. Da befragten mit ihr die Leute die Zukunft: Zur Wintersonnenwende stellten sie zwölf Knospen in eine Schale mit Wasser; die sich öffnenden Knospen bezeichneten die guten, die sich nicht öffnenden die unguten Monate des Jahres. Dem einfachen Sinn lag es nahe, so zu rätseln, beginnt und endet doch die Schneerose durch ihre ungewöhnliche Blütezeit den Kreislauf des Jahres, den Ring, in den das Geschick des Menschen eingeschlossen ist.

Léopold Massiera

DIE NACHT DER HEILIGEN DREI KÖNIGE

Monsieur Gelis erhob mühsam seine gichtigen Glieder aus dem Sessel und ging zum Kamin hinüber, um das Feuer anzufachen, das nahe am Erlöschen war. Seine Frau ging nervös in dem mit alten Möbeln und antiken Kunstgegenständen fast überfüllten Zimmer hin und her.

Das alte Paar hatte an diesem Abend sehr wenig gegessen, und auf dem Tische befanden sich die reichlichen Ueberreste eines Festschmauses, die darauf zu warten schienen, dass man fortfahren möge, Heiligabend zu feiern.

Heiligabend . . .! Es war Heiligabend . . .! Ueberall in dieser kleinen Stadt Südfrankreichs, wo das Ehepaar Gelis wohnte, wurde die Geburt des göttlichen Kindes gefeiert, ausser in dieser behäbigen Wohnung, wo Trauer, mehr noch, die kälteste Gleichgültigkeit herrschte.

«Es ist sein erster Weihnachtsabend . . .», murmelte, zu sich selbst sprechend, Madame Gelis und wischte hastig eine Träne fort.

Ihr Mann richtete seinen gebeugten Rücken hoch und trat vom Kamin zurück. Knurrend warf er ihr hin: «Sprich nicht von ihnen, es sind Fremde für mich . . . für uns.»

Seine Frau stiess einen tiefen Seuzer aus und erwiderte: «Frédéric würde unser Alter aufgeheitert haben.»

«Unsere Tochter . . ., ich will sagen, Viviane, ist ein verlorenes Mädchen, und ich habe sie endgültig aus unserem Leben gestrichen von jenem Tage an, wo sie uns eingestand, ein Kind zu erwarten.»

«Sie liebte eben, die arme Kleine!»

«Die schöne Entschuldigung . . .! Ist *das* die Folge der strengen Erziehung, die sie erhalten hat . . .?»

Ein diskretes Klopfen an der Türe unterbrach die heftige Rede des alten Herrn; fragend sahen sich die Eheleute an . . .

«Sie würde es nicht wagen . . .» flüsterte mit tonloser Stimme Monsieur Gelin, ohne seinen Satz zu beenden.

Mit wildklopfendem Herzen begab sich seine Frau zur Türe, um zu öffnen. Als sie auf der Schwelle den Abbé Martin erblickte, glomm es wie Enttäuschung in ihren Augen auf, die der Geistliche wohl merkte.

*

Olivier flanierte durch die Strassen Marseilles. Er war mit Freunden zur Heiligabendfeier verabredet und, in Erwartung der festgesetzten Stunde, versuchte er zu vergessen.

Weshalb zeichneten sich seit dem Frühmorgen Sorgenfalten auf seiner Stirne, und warum bedrängten ihn diese trüben Gedanken?

Es war ja lächerlich! Er würde doch nicht in Rührung zerschmelzen, einzig aus *dem* Grund, weil ein alter Priester aus seiner Heimat ihn besucht und ihm von dem morgigen Weihnachtsfest erzählt hatte, dem ersten Weihnachtsfest seines Söhnchens Frédéric . . .

«Wenn ich denke», überlegte Olivier, «dass, würde ich Viviane geheiratet haben, wir heute abend zu Ehren des Kleinen Heiligabend feiern würden!»

Um seinen aufgeregten Nerven ein Ventil zu öffnen, versetzte er einer leeren Zigarettenschachtel, die auf der Strasse lag, einen kräftigen Tritt, so dass sie ein gutes Stück fortglitt.

Er hatte sich geweigert, die Konsequenzen zu tragen, obwohl er die hervorragenden Eigenschaften der Frau anerkannte, die ihn liebte, und er hatte auch auf das Lächeln eines Kindes, seines Söhnchens verzichtet, und dies alles unter dem Vorwand, dass er zu jung sei, um sich in einer Ehe zu begraben und sein Leben geniessen wolle.

Aber hiess dies, «sein Leben geniessen», an einem Weihnachtsvorabend: ein festliches Essen mit Kameraden und später Mädchen, die kaum den Titel «Frau» verdienten . . .?

Um diese Gedanken zu verjagen und wohl auch um die bunten Auslagen der Spielzeugläden nicht mehr zu sehen, Spielzeug, das sein Kind nicht erhalten würde, betrat Olivier ein Café, unter dessen Stammkundschaft er manchen Freund zählte. Eben befand sich Mathieu im Lokal. Lächelnd reichte Olivier dem Freunde die Hand.

«Trinken wir ein Glas zusammen?» fragte er liebenswürdig.

«Danke, nein», erwiderte der andere freundlich, aber fest, und, sich entschuldigend, fügte er hinzu: Heute abend muss ich nach Hause; es ist Heiligabend, und ich will zusammen mit meiner Frau die Bescherung für den Kleinen aufbauen.»

Die Falte, die sich auf Oliviers Stirne verflüchtigt hatte, grub sich wieder tiefer ein. Sich auf die hohe Bartheke stützend, dachte der junge Mann an die fröhlichen Weihnachtsfeste seiner Kindheit.

*

Allein mit ihrem Kinde in dem bescheidenen Zimmer, das sie bewohnte, seit ihre Eltern sie davongejagt hatten, bereitete sich Viviane zur Mitternachtsmesse vor. Sie hatte sich seit dem einen Jahr sehr verändert: sie war magerer geworden, ihre Augen ernster, trüber, aber ihre braunen Haare hatten noch immer ihren warmen Glanz und ihre weichen Wellen.

Frédéric schlief friedlich in seiner Wiege.

«Armer Frédé», dachte traurig die junge Frau, «es ist sein erster Heiligabend, und niemand ist um ihn als ich allein . . . Ein Glück, dass er noch nicht verstehen kann! Das nächste Jahr wird es schon schlimmer sein . . .»

Mühsam hielt sie die Tränen zurück und legte vor einem kleinen, an der Wand festgemachten Spiegel, ein wenig Puder und Lippenrot auf.

Es wurde leise an die Türe geklopft, und eine etwa vierzigjährige Frau trat ein.

«Sind Sie fertig?» fragte sie.

«Ja», erwiderte leise Viviane.

«Kommen Sie doch nach der Messe ein wenig zu uns», forderte die Nachbarin sie auf.

«Ich möchte Sie nicht stören», versetzte Viviane, «es ist schon sehr liebenswürdig von Ihnen, während meiner Abwesenheit auf den Kleinen zu achten.»

«Oh! Unter Nachbarn muss man sich behilflich zeigen . . . Und dann, wir sind nur unter uns, Sie stören nicht . . . meine Eltern sind da und diejenigen meines Mannes.»

Viviane bemühte sich zu lächeln.

«Abbé Martin hat mich so sehr genötigt, die Mitternachtsmesse zu besuchen, ich wollte es ihm nicht abschlagen, denn er ist sehr gut zu mir gewesen.»

*

In der alten Kirche jubelten glückselige Chöre auf zu Ehren des heiligen Kindes, während die Menge in schweigende Andacht versunken war. Für

alle, mit einigen Ausnahmen, war in dieser herrlichen Nacht auf Erden Friede, Liebe und Freude ... Wie das Kind in Bethlehem, so waren diese, bei ihrem Eintritt in die Welt, mit einem Kreuz gezeichnet worden, und in dieser Nacht fühlten sie dessen Schwere doppelt.

Viviane kniete auf ihrem Betstuhl und flehte zu der Heiligen Familie um Erhörung ihrer Bitten: ihrem Sohne einen Vater und die Vergebung ihrer Eltern für ihre Schuld.

Wie in einem wundersamen und wohltätigen Traum rollte sich die heilige Handlung ab, und freudiger Lobgesang verkündete ihr Ende.

Unter dem gerührten Blick des Abbé Martin, der sie unter der Menge der Gläubigen entdeckt hatte, verliess Viviane die Kirche und verschwand in der Nacht. Sie hatte Eile, zu ihrem Söhnchen zu kommen. Hoffentlich hatte er nicht während ihrer Abwesenheit geweint!

Als sie zu ihrem Flur gelangte, hörte die junge Frau fröhliches Lachen: ihre Nachbarn feierten angeregt ihren Heiligabend. Leise schlich sie an der Wohnung vorüber; sie wollte nicht hineingehen, es war ihr so wenig nach Fröhlichkeit zu Sinn. Vorsichtig, um den Kleinen nicht zu wecken, öffnete Viviane die Türe; aus dem kleinen Zimmer, wo das Kind schlief, schimmerte Licht. Aengstlich, ein Unglück befürchtend, eilte die Mutter hin und blieb wie festgenagelt auf der Schwelle stehen. Frédéric schlummerte noch immer ruhig in seiner Wiege, die drei Personen umstanden. Vor Freude aufschluchzend erkannte Viviane ihren alten Vater, ihre gute, nachsichtige Mutter und vor allem Olivier, ihren Olivier. Endlich waren sie gekommen, endlich!

Ueberrascht und etwas verlegen wandten sich ihr die Eltern zu: Olivier nahm sie in seine Arme und flüsterte:

«Verzeihe mir!»

Von Rührung überwältigt, musste Viviane an die herrliche Geschichte der Heiligen Drei Könige denken, die, vom Stern geleitet, gekommen waren, das Christkind anzubeten. Auch ihr kleiner Frédéric hatte den Besuch der Weisen aus dem Morgenlande erhalten, und der Stern, der sie geleitet hatte, war dieser gute Abbé Martin gewesen, der ein wenig später ebenfalls erschien, um seinen Teil an der Festfreude zu haben.

Und erneut hatte die Weihnachtsnacht ein Wunder vollbracht!

Deutsch von Lucy Dieudonné-Housse

Friedrich Schnack

JANUAR ODER SCHNEEMOND

«Im Jänner viel Regen und wenig Schnee
Tut Bergen und Tälern und Bäumen weh.»

Während es im Freien schneit, macht sich der Gärtner bereits Gartengedanken. Er entwirft den Gartenfahrplan, damit er im Gartenjahr gut fährt: er fährt von Hoffnung zu Hoffnung, vom ersten Spatenstich bis zum letzten. Dazwischen liegt die lange Strecke des Jahres. Er zeichnet in der warmen Stube den Plan säuberlich auf ein Blatt Papier und achtet dabei auf den Wechsel der Beete. Die Trachten müssen ausgetauscht werden: wo im vergangenen Jahr starkzehrende Gemüsepflanzen wuchsen, werden künftig die weniger anspruchsvollen — die mittelstark zehrenden — wachsen, und so abgestuft, je nach Art und Bedürfnis. Ist die Einteilung fertig, wird der Plan aufgehoben: später wird danach gearbeitet, damit im Garten Ordnung ist und nichts Wichtiges vergessen wird. — Das vom vorigen Jahr übriggebliebene oder selbstgeerntete Saatgut wird geprüft. Von alten Samen werden Keimproben versucht. (Teller mit feuchtem Sand.) Was nicht mehr keimt, den Singvögeln streuen! Auch sie gehören zum Garten, sie sind des Gärtners muntere Gehilfen ohne Stundenlohn: sie sammeln für ihren eigenen Bedarf schädliche Insekten und Unkrautsamen. — Wer Samen beim Handelsgärtner bestellt, muss ihm jetzt seine Bedarfsliste schicken. Die Gartengeräte sollen nachgeprüft und nötigenfalls in Ordnung gebracht werden. — Ist mildes Wetter, gibt es im Garten Arbeit. Es ist eine Lust zu leben: der Komposthügel wird umgestürzt. Wer keinen hat, schwört sich, in diesem Jahr einen anzulegen — er ist des Gärtners reichlich Zins abwerfende Sparkasse. — Ist der Boden offen, d. h. nicht mehr gefroren, kann — meinetwegen! — Kunstdünger ausgestreut werden. Besser ist Stalldünger, am allerbesten Komposterde. Ausgestreutes Pulver muss sogleich leicht eingehackt